

Nr. 168. Bromberg, den 25. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dr. Werner war ein weißhaariger, schweigsamer Herr, der auch nicht ein Wort mehr sprach, als nötig war. Nur vor Gericht konnte er sprechen, wenn einer seiner Ansicht nach unschuldiger Klient vor der Gefahr stand, verurteilt zu werden.

Schweigend stellte er eine Kiste Zigarren vor Peter hin, vertiefte sich in Peters Ausweispapiere und ging dann zu einem Geldschrank, der in der Ecke des Arbeitszimmers stand.

Ein längliches Kuvert in der Hand, kam er zurück. Er ließ Peter Aufschrift und Siegel prüfen. Alles war unverletzt und der Brief für Peter bestimmt. Erstaunt sah Peter Ott den Anwalt an. Der erklärte.

„Am Donnerstag kam der alte Engelrodt nach dem Bankzusammenbruch völlig fassungslos zu mir und machte sein Testament. Als ich es auf dem Gericht deponieren wollte, war der Erblasser bereits tot. So behielt ich es hier. Mein Bureauvorsteher und meine Stenotypistin haben es als Zeugen unterschrieben — es ist rechtskräftig und einwandfrei. Ja, ja, der Erbe des alten Herrn Engelrodt sind Sie, Herr Ott."

Er schlitzte vorsichtig den Umschlag mit dem Papiermesser auf.

„Ich Erbe von Herrn Engelrodt?"

Die letzten Worte des Sterbenden fielen Peter Ott ein:

„Stimmt es denn, Herr Rechtsanwalt, daß Herr Engelrodt tatsächlich keinen anderen Erben hat?"

„So verhält es sich. Sind Sie so weit?"

Peter nickte. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Das Testament umfaßt keine zwanzig Zeilen, es ist kurz und bündig:

Gelnhausen, den . . .

Zu meinem Universalerben ernenne ich den Ingenieur Peter Ott, der mir in selbstlosester Weise bei der Urbarmachung des mir gehörigen Moors auf dem Hoherodtskopf zur Verfügung stand. Er soll mit dem alten Kasten machen, was er will, mit der Verpflichtung, daß meine treue Bärbe dort bis an ihr Lebensende das Wohnrecht behält. Dafür hat er zu sorgen, wenn er die Burg veräußert. Einen anderen Dank für seine freundschaftliche Hilfsbereitschaft mir, einem ihm völlig Unbekannten gegenüber, kann ich ihm nicht bieten.

gez.: Paul Engelrodt.

gez.: Möser, gez.: Schranz."

Peter fuhr mit der Hand über die Augen:

„Verzeihen Sie," sagte er mühsam, „das alles kommt zu unerwartet. Es ist ja nur, daß ich jetzt den armen Menschen dort oben etwas sein und helfen kann."

„Ja, also meinen Glückwunsch, Herr Ott. Was werden Sie nun tun? Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann?"

„Ich bin sehr dankbar, Herr Doktor, und werde sicherlich auf Ihr freundliches Angebot zurückkommen. Im Augenblick allerdings . . ."

Dr. Werner erhob sich:

„Ich verstehe", meinte er teilnehmend, „Sie möchten jetzt erst einmal allein sein, um Ihre Entschlüsse zu durchdenken. Das sehe ich vollkommen ein. Bitte, verfügen Sie jederzeit über mich. Auf Wiedersehen."

Peter war immer noch nicht recht zur Besinnung gekommen. Er atmete auf, als er die Stadt hinter sich hatte und in die Stille des Waldes einbog. Hier würde er sich fassen können. Hier würde er nachdenken können. Hier würde er zu Entschlüssen kommen, die im Sinne seines lieben alten Freundes waren.

*

Friede betrat den Boden Mexikos. Es war ein Abend. Sanfte Schatten nahmen das Grell des Tages hinweg. Der Himmel über dem Hafen zeigte jenes unwahrscheinliche Leuchten von Orange bis Türkisblau und Lila der Tropen. Am Hafen wimmelte es von Menschen in allen Hautfarben. Von dem Gelb der Kreolen bis zu dem Rotbraun der indianischen Abkömmlinge, bis zu dem tiefen Ebenholzschwarz der Neger. Wie malerisch war ihre Kleidung mit den bunten Tüchern, die, über die Schulter herübergeschlagen, lang herabfielen. Wie drollig sahen ihre großen flachen Basthüte aus — wie phantastisch der bunte Glas- und Messingschmuck am Hals und an den Ohren. Alle diese exotischen Menschen bildeten den Hintergrund für die europäische Kolonie.

„Sehen Sie, Miß Stetten", sagte Felipe, „man hat sich Ihnen zu Ehren zum Empfang eingefunden."

Und plötzlich hörte Friede, wie die Kapelle an Land das Deutschlandlied intonierte, wie die Flaggen ihrer Heimat, die ehrwürdige schwarz-weiß-rote und die junge des neuen Deutschlands auf einem Gebäude in die Höhe gingen. Nun kam ein weißgekleideter Herr auf sie zu. Er hatte ein blondes, sonnenverbranntes Gesicht.

„Der deutsche Konsul", sagte Felipe und schob die ganz benommene Friede ein wenig vorwärts. Der Konsul hielt eine richtige kleine Begrüßungsansprache, von der Friede in ihrer Verwirrung nicht viel verstand. Denn die schwarzen und braunen Eingeborenen drängten sich lachend und begeistert immer näher. Alle schienen Friede zu kennen. Als nun Fanfare ausgebootet wurde, da klang durch die Luft ein ohrenbetäubendes Jubelgeschrei. Nun traten zwei kleine blonde Mädchen, die Töchter des Konsuls, auf Friede zu und begrüßten sie mit einem tiefen Knicks und großen Rosensträußen.

„Oh, danke, danke", zärtlich streichelte Friede den Kindern das blonde Haar und reichte dem Konsul die Hand.

„Meine Frau, die daheim ist, läßt Sie herzlich bitten, mein gnädiges Fräulein, für die Tage Ihres Aufenthaltes unser Gast zu sein. Auch für Fanfare gilt diese Einladung."

Dankbar und verwirrt sagte Friede zu. Dann wurde sie mit ein paar prominenten Mitgliedern der deutschen Kolonie bekannt gemacht. Sie mußte unendlich viel Hände schütteln und immer wieder in die Kurbelapparate der aufgeregten Kameraleute hineinlächeln.

Don Luis stand mit verbissenem Eifersuchtsgesicht daneben. Er hätte am liebsten alle diese Deutschen zum Teufel gejagt. Hatten sie Friede hierher gebracht oder er? Wie kamen sie dazu, sie nun mit Beschlag zu belegen? Aber gegen den deutschen Konsul konnte man nichts machen. Der riet Friede jetzt:

„Am besten begeben Sie sich zunächst ins Zollhaus, Fräulein von Stetten, und erledigen die Formalitäten. Dann kommen Sie zu uns — meine Frau erwartet Sie schon sehnsüchtig. Besuch aus Deutschland ist immer ein Festtag für uns. Ich möchte Sie auch noch kurze Zeit unter vier Augen sprechen", setzte er mit einem Blick auf Don Luis Potosi hinzu. „Und vor allem — setzen Sie Ihr kostbares Tier nicht unnötig der Abendluft aus. Es muß sich erst akklimatisieren. Im Konsulat gibt es einen ganz modernen Stall."

Friede hatte den Blick des Konsuls auf Potosi nicht bemerkt. Aber die liebenswürdige Art des deutschen Regierungsverteters und der Hinweis auf die gute Unterkunft für Fanfare gaben den Ausschlag.

So bat sie Don Luis freundlich, sie am nächsten Tage frühzeitig auf dem Konsulat abzuholen. Als vollendeter Caballero fügte er sich wortlos ihrem Wunsche. Der Ausdruck aber, mit dem er den Konsul betrachtete, veranlaßte Spatz später zu der Bemerkung:

„Wenn der Senor den Konsul mit seine Oogen hätte erdolchen können, Senorita, wäre er längst dot. Allerhand Achtung, vor den seine schwarzen Kickers."

Das Konsulat war ein größer weißer Steinbau in der Nähe des Augustinerkollegiums.

„Mein Gott, daß es soviel Buntheit und soviel Menschenrassen gibt, hätte ich niemals für möglich gehalten", staunte Friede immer wieder auf dem kurzen Wege durch die Stadt, den sie auf ihre Bitte zu Fuß zurücklegten, um gleich einen Eindruck von Mexiko zu bekommen.

„Der Pic von Orizaba, der Cofre de Perote mit ihrem ewigen Schnee, den wir täglich vor Augen haben, sind für uns ein wahres Labsal", lachte der Konsul. „Aber dieser Schnee vermittelt uns auch etwas von den Qualen des Tantalus, wenn wir hier vor Hitze zu verschmachten glauben, während es dort droben eisig kalt ist."

„Das glaube ich", sagte Friede überzeugt. „Aber . . ."

Ein Aufschrei von Spatz, der, Fanfare am Zügel, mit den kleinen Mädchen des Konsuls hinterherschritt, ließ sie entsetzt herumfahren. Sie dachte, dem Gaul wäre etwas geschehen, aber seelenruhig schritt die Stute dahin.

„Jesus, haben Sie gesehen, Senorita", Spatz fühlte sich bereits ganz zu Hause im Lande der Azteken.

„Was denn?" lachte Friede.

„Na, ja, da jing doch eben een regelrechter Indianer an uns vorbei. Der erste! Aba der sah janz anders aus als Winnetou oder die anderen Knaben aus Karl May seine Wälzer."

Der Konsul lachte amüsiert.

„Wirst dich bald nicht mehr nach ihnen umsehen, mein Junge. Die Totonaca und die Chontales regen hier keinen Weißen mehr auf, ebensowenig wie die Yaquisindianer oder Zambos!"

„Senorita, wenn wir det zu Hause erzählen, jloobt uns det keen Mensch."

Wie zur Bestätigung wieherte Fanfare auf. Friede hörte kaum, was Spatz redete. Wie gebannt hieg ihr Blick an den ewig wechselnden Straßenbildern.

„Mein Gott, eine Bäckerei auf der Straße", rief sie laut aus und blieb stehen. Sie kam sich wie ein Kind vor, dem die Erzählungen und Bilder aus Märchen- und Geschichtsbüchern Wirklichkeit werden. Und diese steinalte Indianerin mit der Pfeife im Mundwinkel vor dem Kohlenfeuer bei glühender Hitze war wirklich geradezu märchenhaft.

„Die Leute erzählen, daß diese Frau 108 Jahre alt ist", belehrte der Konsul Friede. „Sehen Sie, sie holt aus vielerlei Töpfen und Tiegelchen verschiedene Teigfladen heraus und füllt sie mit hundert verschiedenen Dingen. Aber den Namen all dieser Zutaten kann ich trotz meiner zehnjährigen Tätigkeit in Mexiko nicht aussprechen. Und verdauen könnte ich das Zeug nicht, das hier stürmisch begehrt wird, und wenn ich so alt würde wie diese indianische Hexe."

„Können wir einen Augenblick zusehen?" fragte Friede bittend. „Es ist ja alles so brennend interessant."

Der Konsul nickte lächelnd. Das schöne blonde Mädchen mit dem kindlichen Interesse für alles hier machte ihm Freude. Er hatte gedacht, in Friede von Stetten eine männliche Sportsdame zu begrüßen, vielleicht ein wenig eingebildet ob ihrer großen Triumphe als Reiterin. Und nun war sie weiter nichts als ein warmherziges, bescheidenes deutsches Mädel, das mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen die fremde Welt in sich aufnahm.

Friede hatte alles um sich vergessen. Sie stand und schaute. Eben drängten sich Indianer und Weiße vor den Stand der Alten.

„Sehen Sie", sagte der Konsul, „sie scheint zu schlafen und doch vergreift sie sich nie."

„Wie nennt man das Gebäck, das die Alte da eben füllt? Und was tut sie hinein?"

„Das Gebäck heißt bei den Eingeborenen Enchiladas. Gefüllt wird es mit Tornera, das ist eine Art zartes Kalbfleisch, manchmal auch mit Huajalote, den wir als gebratenen Truthahn bezeichnen. Andere Käufer bevorzugen Ree, gekochtes Rindfleisch, oder Pollo, feingewiegtes Hühnchen. Auch Barbacca, Schweinefleisch, das auf offenem Feuer geröstet wurde, kann man haben. Nicht zu vergessen den geräucherten Ziegenkäse, den Queso."

„Aber was tut sie sonst noch hinein?" wollte Friede weiter wissen. Sie nimmt doch da irgendwelche Pulver aus einem dieser Behälter und streut es über die Füllung?"

„Ganz richtig, Fräulein von Stetten. Denn die Würze, die die Alte jeder Bestellung einverleibt, spielen eine große Rolle. Den beißenden, roten oder grünen Chilepfeffer, Calabazzablüten, die leicht süß schmecken, grüne Zitronenblätter, Tomaten, Zwiebeln, sowie eine Pflanze, die wie Kopfsalat aussieht. Das alles wird in der Enchilada in glühendem Fett gebacken. Dazu trinkt man unglaublich starken, schwarzen Kaffee. Hätten Sie etwa Lust?"

Friede schüttelte sich:

„Nein, danke, Herr Konsul! Sauberkeit spielt hier anscheinend nur eine kleine Rolle. Sehen Sie nur, die Tonkrüge und die Näpfe und Kochgeschirre, die triefen buchstäblich vor Schmutz. Und die Hände dieser Indianerköchin — nein danke ergebenst. Aber wo ist denn Spatz?"

Der Konsul lachte.

„Dem scheint es gerade so zu gehen, wie Ihnen, Fräulein von Stetten. Der steht wie angewurzelt. Aber ich rate Ihnen doch, wir beeilen uns. Sonst verdirbt unser Abendbrot. Dann wäre unsere Köchin dem Selbstmord nahe. Sie hat doch geschworen, Sie mit einem echt deutschen Essen zu empfangen. Und jetzt schlage ich vor, wir vertagen unsere Erkundungsfahrt durch das Ihnen fremde Mexiko bis auf einen anderen Tag und nehmen jetzt das Auto. Ich habe es hier an die Ecke der Calle Area beordert. Dort wartet auch einer meiner Beamten auf Spatz und Fanfare."

Friede nickte.

„Ein guter Vorschlag, Herr Konsul. Die Eindrücke sind doch ein bißchen überwältigend. Es ist alles reichlich viel, seitdem ich angekommen bin."

*

11. Kapitel.

Das Konsulatsgebäude lag inmitten eines großen, parkartigen Gartens. Friedes ganze Müdigkeit war verschwunden, als sie dieses tropische Blühen sah. Da waren Orangen, die Blüte und Frucht zugleich trugen. Bananenbäume und Kokospalmen standen hoch in der blauen Luft. Es war wie ein Traum aus Tausendundeiner Nacht.

Frau von Walther, die Gattin des Konsuls, war eine schöne Frau mit einer durchsichtigen Zartheit, wie die Tropen sie Europäerinnen leicht geben. Friede fühlte sich sofort wie zu Hause. Nachdem sie geduscht und sich mit Hilfe eines freundlichen Stubenmädchens umgekleidet hatte, erschien sie in der großen Eßveranda. Wären nicht die exotischen Blumen draußen gewesen und dies Summen fremder Insekten, das Fliegen großer leuchtend bunter Schmetterlinge hinter den aufgestellten Holzjalousien, sie hätte geglaubt in der Heimat zu sein. Die ganze Art Konsul Walthers und seine Frau erinnerte Friede an die Gutsbesitzersfamilien, die sie in Deutschland kennen gelernt hatte. Und auch der ganze Zuschnitt des Hauses schien diese behagliche und doch prunklose Art zu haben. Man plauderte lebhaft. Friede mußte von ihrem Werdegang und ihren Turniererfolgen viel erzählen.

„Ich war selbst früher eine passionierte Reiterin", warf Frau von Walther ein. „Aber nach der Geburt unseres zweiten kleinen Mädels, Sie haben es ja bei der Ankunft gesehen, wurde mir aus gesundheitlichen Gründen das Reiten untersagt."

„Ich kann es mir gar nicht vorstellen, gnädige Frau, wie es sein muß, wenn man nicht mehr reiten darf. Ich glaube, ich könnte es nicht überwinden."

Friede sagte es mit der ganzen leidenschaftlichen Entschiedenheit ihres Temperaments. Margrit von Walther lächelte:

„Liebes Fräulein von Stetten, wenn man Frau und Mutter ist, muß man auf manches verzichten, wovon man früher geglaubt hatte, es müßte sein. Aber . . .", ein warmer Blick flog hinüber auf die andere Seite der Veranda, wo die beiden weißgekleideten kleinen Mädchen mit ihrer Erzieherin an einem Extratisch saßen", es gibt nichts, was man nicht aufgeben könnte für Kinder und für einen geliebten Mann."

Friede wurde rot. Sie schämte sich plötzlich. Wie Frau von Walther das sagte, so einfach und selbstverständlich mit dieser inneren Frauenwürde, war es ihr wie ein kleiner Vorwurf. Wie selbstsüchtig und nur von sich erfüllt, war sie doch in allen Dingen! Aber diese geringe Beschämung wich schnell, als der Konsul das Gespräch wieder aufnahm. Er hatte an Friedes Aussprache die Niedersächsin erkannt.

„Wissen Sie auch, mein gnädiges Fräulein, daß wir ungefähr aus derselben Gegend stammen müssen? Ich höre das an einigen kleinen Provinzialismen in Ihrer Aussprache, an dem St, an dem A und so weiter."

„Das Gut meiner Eltern lag am Ausgang des Südharzes, Herr Konsul."

„Habe ich's nicht gesagt, daß wir engere Landsleute sind? Ich stamme aus Braunschweig."

„Oh, Braunschweig." Friedes Augen leuchteten. Da habe ich ein paar wunderschöne Schuljahre verbracht, Herr Konsul. Ich werde diese Stadt nie vergessen."

(Fortsetzung folgt.)

Brot, Kameraden!

Skizze von Werner Zibaso.

Braun gestrichen war die Tür, von dem dörrenden Marseiller Himmel mit kleinen Bläschen überzogen und von tausend Sprüngen durchfurcht, linkerhand der Metallknopf der Klingel aber schwärzlich glatt, von vielen Händen abgegriffen, die hier um Hilfe geläutet hatten. „Wer einen der Geringsten aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf", buchstabierte Timbox langsam. Er war der einzige, der Französisch sprach — vor Jahren hatte er es gelernt, als er auf einem bretonischen Sardinenfänger die Küste abfuhr.

Unschlüssig starrten wir auf das geschnörkelte Spruchband über der Tür. „Wird gleich der Kapitän der „Ile de France" anrücken und uns anheuern", knurrte Jochen und zog den Gurt enger. Das traf. Im neuen Hafen lag der weiße lackglänzende Leib des Schiffes unter Dampf, bis hierher zum Asyl des Bruder Elysé dröhnte das kurze Aufheulen der Schlepper. Vielleicht zogen sie gerade den galanten Steamer am Molenkopf vorbei oder die „Potomac" oder die „Djebel Aurés". Unablässig quillt in schwarzen Strömen das Öl aus den Tankschiffen, die unten an der Joliette ankern. Kreischend spulen die Kräne ihre Drahtseile ab und schwingen Autos und Maschinen für Afrika in die Schiffsräume. Aber Arbeit . . . „Nein, Mann, Arbeit gibt es hier nicht, tut mir leid!"

Acht Wochen hatten wir am Kai gelegen, und die Heuer war längst verbraucht. Dann hatte man uns die Pfanne und die Konservenbüchsen geklaut, in denen wir abkochten, und in der Nacht darauf die Decken. Zuletzt kam der Regen. Jochen brachte seine Flauschweste zum Trödler — sie schaffte gerade dreimal Essen für uns —, aber als er am nächsten Morgen aufwachte, hustete er, und Timbox glitt wenig später auf den marmornen Bahnhofstreppen aus und verletzte sich am Knie. Es war die reine Schwäche, aber er sagte, da habe so eine verfluchte Bananenschale gelegen . . .

„Nun klingle endlich!" sagte Jochen. Es wurde dunkel, Regentropfen stäubten die Straße herauf und setzten sich in unserem Zeug fest. Wieder öffnete das magere Männchen, das unter den Brüdern hier der „Hering" genannt wurde, musterte uns mißtrauisch und ließ uns in den Vorraum. Dann erschien Bruder Elysé.

„Aus christlicher Gnade und Barmherzigkeit nehmen Sie uns auf!" murmelte Timbox das vorgeschriebene Sprüchlein, das wir schon vor vier Wochen einmal hier mit Erfolg angebracht hatten.

Eine gläserne Korridortür hörten wir klappen — Bruder Elysé ging wieder in sein Bureau. Wieder klappte die Tür, die Filzschuhe näherten sich ein zweites Mal, ein paar eintönige Worte plätscherten. Ohne zu begreifen, sahen wir, daß Timbox mechanisch die Hand ausstreckte und ein kleines Bündel blauer Papptäfelchen in Empfang nahm. Seine großen Ohren röteten sich dabei, und seine Augen hatten einen Ausdruck, wie man ihn sonst nur bei Pferden sieht, wenn sie vom Schiffskran aufgehoben und an Land gesetzt werden.

Wie er uns draußen auf der Straße sagte, verbot es das Ordensreglement, dieselben Leute mehr als einmal im Vierteljahr aufzunehmen. Aber Brotkarten hatten wir bekommen, Gutscheine für Lebensmittel, die konnten wir im Laden vorzeigen und in Zahlung geben .

„Für heute zu spät", hustete Timbox, und es schien, als sei er fast zufrieden darüber. Schweigend trotteten wir die Straßen entlang. Mitternacht war es, als wir beim Lagerschuppen der „Kali Alsacienne" in unseren Winkel krochen und eifersüchtig darüber wachten, wer als erster von uns dreien einschliefe. Doch wir merkten es nicht. — —

„Sparkasse des Distrikts der Rhonemündungen", stand auf den Papptäfelchen, und weiter, daß jeder dieser Gutscheine fünfzig Centimes wert sei und von allen Geschäften der Stadt in Zahlung genommen würde.

Timbox, der die geschenkten Karten mit gestrecktem Arm vom Leib hielt wie einen zweifelhaften Fund, steckte sie mit einem Ruck in die Jackentasche. Schließlich war es Geld, sechs Franken für jeden von uns, Brot, Wein, Käse und Fleisch, wenn man es richtig einteilte. Schweigend zogen wir los, in die Stadt. Bruder, da ist schon solch ein Restaurant, in dem du immer gern mal sitzen wolltest, an weißen Tischtüchern und zwischen Lorbeerkübeln, und dort ist ein Kino und hier eine Fleischerei, ganz richtig: ein Fleischerladen mit blutigen halben Hammelfetzen im Fenster. „Da ist . . . da sollte man es vielleicht mal versuchen", zögerte unsicher Timbox. Sein mächtiger Rücken, der sonst immer den verschossenen blauen Rock zu sprengen drohte, krümmte sich, wurde seltsam rund und abgenutzt. Jochen schaute nicht auf. Und plötzlich begann auch mein Herz wie verrückt zu schlagen. Ich biß mir auf die Zunge, versuchte gleichgültig auszusehen, sogar zu pfeifen, doch es wollte nichts helfen. Wie ertappt stand ich auf der Straße. Ein Lump, der den Kameraden allein gehen läßt.

Mit grauem Gesicht, seltsam schlürfend die Beine setzend kam Timbox aus dem Laden wieder heraus. Rausgeworfen hatte man ihn wohl, den Bettler. Jochens Augen wurden gehetzt. Als wolle er sich entschuldigen, drehte er sich langsam um und ging weiter, ohne sich umzudrehen. Auch Timbox ging allein, jeder für sich. Keiner schaute den anderen an.

Mittag wurde es, dann krochen die Hausschatten über die Straßenmitte, und vom Hafen her schob der Mistralwind den Geruch von Fisch, Tang und faulenden Kohlblättern. Mit eingezogenen Schultern gingen wir, preßten eng die Ellbogen an den Leib. Dann hielt Jochen das Stöhnen nicht mehr zurück, winkte müde mit der Hand. Jetzt war e r dran, jetzt war es soweit, daß der Hunger den letzten Rest von Verstand überwucherte. Zurückhalten mußte man ihn, selber den Weg in den Laden tun, es ihm abnehmen! Künstlich unbefangen schlenderte ich weiter. Tat, als sähe ich nichts.

Vielleicht bekam er wirklich Brot, suchte ich mir vorzureden und wußte genau, daß ich mich belog. Denn Jochen, der Lehrersohn, würde nie betteln können, war zu schwach dazu. Ganz drunten muß man sein oder Nerven wie Taue haben. Aber Jochen war schmächtig, krank jetzt und eigentlich nur aus Versehen Seemann geworden. Langsam, unendlich langsam schob er den Perlvorhang zum Laden beiseite. Verlegen sah ich auf Timbox, doch der drehte den Kopf weg und vermied es, mir ins Gesicht zu sehen.

„Na, nichts gewesen, alter Junge?" versuchte ich zu lächeln, als Jochen mit leer herabhängenden Armen aus dem Laden kam. Weder Jochen noch Timbox antworteten. Beide gingen nebeneinander jetzt, die Straße hinunter, mit baumelnden Armen und gesenkten Köpfen, als gehörte ich nicht mehr zu ihnen.

Oh, Jungens wie Tannen, brausend und froh, und jetzt erstorben, mit Rücken so krumm wie die der Bettler unten am Fischmarkt. Jungens, an mancher Küste zuhause gleich mir, und jetzt entsteht eine Kluft, denn du bist abseits geblieben, bist nicht gegangen wie die Kameraden, hast nicht die feuchten Papptäfelchen an den Fingern gespürt, hast den Schritt nicht getan! Und jetzt trennen dich zehn Schritte und zwanzig, immer größer wird der Abstand . . .

Fleisch, Brot, Orangen, höhnte ich kraftlos. Jeder, der hinter der staubigen, mückenumschwirrten Theke saß, hatte jetzt Macht über uns, konnte uns hinauswerfen oder eins der zurückgesetzten Brote herüberreichen, wie es ihm paßte. Da nehmt, arme Hunde, kriegt es geschenkt, freßt doch, verhungert ja sonst!

Ich war dran. Jochen und Timbox da vorne, warteten sie nicht, gingen sie nicht langsamer jetzt? Dreißig Schritt waren sie noch entfernt, nur mehr zwanzig, zehn Meter etwa, wandten ganz leicht den Kopf nach mir. Der Käpten von dem amerikanischen Schnelldampfer, wie hieß er doch noch, nahm nie mehr einen Mann, der länger als drei Monate arbeitslos an der Küste herumgestrichen war. „Sind zerprügelte Hunde, keine Männer mehr", pflegte er zu sagen.

Als seien die Karten Feuer, warf ich sie zur Erde, schleuderte sie mit Fußtritten beiseite, trat darauf herum. Als ich aufblickte, waren Jochen und Timbox schon im Gewühl der Kreuzung untergetaucht. „Halt!" brach es da aus mir, und „Halt doch, hal—tet!" Leer lag die Straße, spiegelnd und kalt. Brausend schlug die Verzweiflung über mir zusammen. Mit einem Satz war ich in irgend einem Laden, sah die Frau, die erschreckt von ihrem Sitz aufstob, sah ein Brot, nahm es hoch, preßte es an den Leib, rannte die Straße hinunter. „Halt doch, haltet!" schrie ich. Aber nirgends sah ich die beiden gekrümmten Rücken, nirgends die Kameraden . . .

Weder an den Kais, noch am Bahnhof, auch nicht am alten Hafen hatte man die beiden Deutschen gesehen. Weder die Zeitungsverkäufer noch die Bettler am Fischmarkt, auch nicht die Angler an der Corniche, die Boulespieler an der Kathedrale konnten Auskunft geben. Marseille hatte die beiden verschluckt.

Erst zwei Jahre später, in Hamburg, traf ich Timbox wieder. Er nickte nur leicht mit dem Kopf. Seine Augen sahen durch mich hindurch — —

Die alte Kaluweit.

Skizze von **Maximilian Klein.**

Der Strom der Flüchtlinge ist versiegt. Trainkolonnen, vereinzelte Geschütze knarren über die Landstraße. Abgekämpfte Infanterieformationen schleppen sich müde dahin. Vom Morgen bis zum Abend hat der Staub der Straße die endlosen Reihen ausgespien und wieder aufgesogen.

Stunde auf Stunde steht die alte Kaluweit in der Tür ihrer Kate. Der Vogt hat alle Scharwerker nach Hause geschickt. Heute wird nicht gearbeitet. Die russische Dampfwalze ist im Anmarsch und droht, alles zu zermalmen. Die alte Kaluweit kennt eine Dampfwalze. Sie weiß es genau. Tausend Männer stemmen sich vergeblich gegen sie. Langsam, unaufhaltsam drehen sich ihre großen, breiten Räder. Krachend wälzt sie sich über den Schotter.

Nein, aufhalten kann man eine Dampfwalze nicht. Aber man kann sie in den Graben lenken, da muß sie im Schlamm versinken. Wenn sie da so hilflos steht, ein Koloß aus Eisen, dann kann man ihr die Seele, den Dampf, aus dem glühenden Leib ziehen. Und wenn ihr Junge, der Hein, nicht bei den Soldaten wäre, so würde er den dicken Hammer aus der Schmiede holen und das eiserne Ungeheuer zu Klumpen schlagen. Ja, so muß es gemacht werden. Wofür sind eigentlich die Generale da, wenn sie das nicht ausdenken können? Die alte Kaluweit hat sich das doch ausgedacht. Mögen alle fliehen; die Kaluweit bleibt. Wo soll sie auch hin? Bald ist der Krieg vorbei. Was soll ihr Hein anfangen, wenn er nach Hause kommt und seine Mutter nicht mehr findet? Sollen die Russen kommen. Die Kaluweit bleibt.

Die Dämmerung wirft ihre Schatten über das Land. Ihre Finger strecken sich drohend aus dem Boden. Ihre Fäuste ballen sich dunkel um das Gestrüpp. Ihre langen Arme recken sich gespenstisch in die Luft. Mutter Kaluweit liebt das schummerige Hinübergleiten vom Licht ins Dunkel. Das ist die einzige Stunde, in der sich bei ihr Traum und Wirklichkeit verweben.

In das Hindämmern der Alten dröhnen harte Schritte. Die Stube füllt sich mit feldgrauen Gestalten. Endlos quellen sie durch die Tür. Ein graues Gewoge ist es, und die blitzenden Augen sind die Schaumkronen auf den Wellen. Die alte Kaluweit hat es gewußt. Alle sind sie nicht zurückgegangen. Diese hier werden die Dampfwalze in den Graben lenken. Aber was wollen sie nur bei ihr, der armen, alten Frau? „Ja, Sie müssen uns leider dulden diese Nacht, Mutter. Eine andere Wachtstube ist nicht zu finden", hört sie eine Stimme.

Erst der Ton ganz weit, allmählich kommt er näher, jetzt ist er bei ihr, so nah und lebenswarm. Und dieser Ton ruft sie, reißt sie in die Wirklichkeit. Es sind ja gar nicht so viele. An den Fingern kann man sie zählen, die kleine Feldwache. Aber was tut's, das sind Kerle wie ihr Hein. Denen wird sie einen guten Kornkaffee aufbrühen.

Der Unteroffizier teilt seine Wache ein. Die ersten Posten ziehen auf. Das Wasser singt im Kessel, und die Kaffeemühle rackert. Die Kaluweit nimmt ihr einziges Linnen und breitet es über den Tisch, ehe sie den irdenen Kaffeetopf bringt. Zu jedem der Posten trägt sie eine Feldflasche mit dem heißen Trank.

Die dräuenden, brodelnden Nebel eines unbestimmten Geschehens wälzen sich aus den Schatten der Nacht an das Lager der Kaluweit. Und die Nacht ist um sie, schwarz wie die Klaue des Raubvogels. Die gelben Krallen, das ist das Wachsein, das Spähen und Horchen der Kaluweit in die Finsternis.

Das Morgenrot blutet durch das Kammerfenster. Die Kaluweit eilt mit frischgefüllten Feldflaschen zu den Posten, damit diese das fröstelnde Nüchternsein in einem heißen Schluck ertränken können. Sie naht dem letzten. Die vollen Lippen des jungen Kriegers öffnen sich zu einem Lächeln. Eine Hand streckt sich ihr entgegen.

Da peitscht ein Schuß durch die Luft. Das Lächeln um den Mund des Feldgrauen erstarrt. Er schlendert hilflos mit den Armen und sinkt zusammen. Die Kaluweit hastet und fängt den Zusammenbrechenden auf. „Die Russen — dort — — dort", röchelt dumpf der Getroffene.

Sanft bettet die Kaluweit den Verwundeten auf die Erde. Sie greift das Gewehr. Ein Schuß ballert in den jungen Morgen. Unentwegt reißt die Alte am Bügel, aber so viel sie zieht, es knallt nicht mehr.

So legt sie das Gewehr auf die Erde, löst dem leise Stöhnenden das Koppel, zieht ihm Mantel und Rock aus. Ein Blutstrom stürzt ihr entgegen.

„Armer Junge!" murmelt die Alte. Das brechende Auge des Sterbenden tastet in den Blick der Kaluweit. „Russen — Posten nicht verlassen — müde — schlafen — Mutter", haucht er abgerissen.

Die harten, schwieligen Hände der Kaluweit fahren zärtlich über die feuchten, seidenen Haare des Jungen. „Schlaf, Mutter hält Wacht." Ein Blitz springt aus den grauen Augen. Die Alte stülpt den Helm auf ihren Kopf, schlüpft in den Mantel und reißt das Gewehr unter den Arm.

So steht die Kaluweit; groß, hager und hält Wacht für Deutschlands jüngsten Helden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.